Andreas Ulrich

Die Kinder von der Fischerinsel

berlin edition im
be.bra verlag

Andreas Ulrich

Die Kinder von der Fischerinsel

@book im
be.bra verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CDROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2021

© der Originalausgabe:
berlin edition im be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2021
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Ingrid Kirschey-Feix, Berlin
Umschlag: Manja Hellpap, Berlin
ISBN 978-3-8393-4137-7 (epub)
ISBN 978-3-8148-0250-3 (print)

www.bebraverlag.de

Inhalt

Hochhaus-Kinder

Donald
Annette
Bernd
Caro
Andreas
Kerstin
Barbara
Jörg
Marion
Moritz
Kersten
Nele
Sabine
Peter
Gesine
Ann-Maren

Karte
Post-Scriptum
Der Autor

Hochhaus-Kinder

Eine Insel mitten in der Stadt. In Paris haben sie ihre Île de la Cité. Berlin hat seine Spreeinsel, deren Umrisse auf dem Stadtplan aussehen wie ein Space Shuttle, das Richtung Nordwesten fliegt. Vorne an der Raketenspitze, um im Bild zu bleiben, steht das Bode-Museum. Gleich dahinter folgen Pergamonmuseum, Nationalgalerie, Neues und Altes Museum, weshalb das nördliche Ende der Spreeinsel auch Museumsinsel genannt wird.

Dieses nördliche Ende, auf dem auch der wuchtige Berliner Dom steht, ist weltberühmt.

Nicht nur, weil der Berliner es immer gerne hat, wenn irgendwas weltberühmt ist in seiner Stadt, sondern tatsächlich. Im letzten Jahr vor Corona, 2019, kamen zweieinhalb Millionen Besucher zur Museumsinsel, die seit 1999 auf der Liste des UNESCO-Weltkulturerbes steht.

Der anschließende Abschnitt der Spreeinsel möchte in den nächsten Jahren ebenfalls weltberühmt werden. Das nachgebaute Berliner Stadtschloss nämlich, in dem das Ethnologische Museum, das Museum für Asiatische Kunst und die Berlin-Ausstellung des Stadtmuseums zu besichtigen sind. Das Stadtschloss wird sozusagen eine Art Verlängerung der Museumsinsel. Abgesehen davon schauen sich Touristen überall auf der Welt gerne Schlösser an, selbst wenn die nur Attrappe sind.

Das mittlere Stück der Spreeinsel, der Bauch des Space Shuttle sozusagen, ist nicht direkt berühmt, aber wichtig. Da gibt es das ehemalige DDR-Staatsratsgebäude, in dem inzwischen eine private Hochschule untergekommen ist. Die Berliner Stadtbibliothek ist hier zu Hause mit ihrer historischen Berlin-Sammlung, ebenso wie die Industrie- und Arbeitgeberverbände, die sich ihr Haus der deutschen Wirtschaft, einen wuchtigen Glaspalast, auf die Spreeinsel geklotzt haben.

Womit wir schon beim dicken Ende der Insel wären.

Auf dem Stadtplan ist das der Abschnitt südlich von Gertraudenstraße und Mühlendamm. Touristen verlaufen sich nur selten an dieses Ende der Insel.

Schließlich stehen hier lediglich ein halbes Dutzend Wohnhochhäuser aus den siebziger Jahren.

Im Vergleich zur prominenten Spitze des Space Shuttle wirkt die Szenerie hier eher unscheinbar. Doch der oberflächliche Eindruck täuscht. Die »Fischerinsel«, wie die Hochhaus-Siedlung heißt, kann es in Sachen Prominenz locker mit dem Rest der Spreeinsel aufnehmen. Hier gibt es zwar keine tausend Jahre alten Steinportale, dafür aber spannende Geschichten von noch lebenden Menschen. Die Fischerinsel ist im wahrsten Sinne des Wortes einer der prominentesten Flecken Berlins. An keinem Ort in der DDR wohnten einst so viele VIPs wie in dieser Hochhaussiedlung.

Als Kind habe ich sie in den siebziger Jahren alle gesehen auf der Fischerinsel. Die berühmten Schauspieler, Musiker, Schriftsteller und Staatsfunktionäre, bei denen die

Wohnlage mitten in der Hauptstadt ausgesprochen beliebt war. Jeder von uns Kindern konnte mit den Namen von Prominenten prahlen, die im eigenen Haus wohnten. Bei uns im Haus sahen wir den Schauspieler Volkmar Kleinert vom Deutschen Theater, den wir Kinder aber vor allem aus seinen vielen Filmrollen kannten. Kleinert wurde mit Vorliebe als Bösewicht besetzt. Als Fünftklässler war mir stets etwas mulmig, wenn ich ihn bei uns im Haus traf. Im Nachbarhaus ging Schlagersänger Frank Schöbel ein und aus. Seine Schwiegereltern wohnten dort, also die Eltern von Aurora Lacasa, die mit Schöbel und den gemeinsamen Töchtern später diese legendäre Weihnachts-Schallplatte aufnahm. Das Album aus dem Jahr 1985, die zu DDR-Zeiten meist verkaufte Schaltplatte, wird zur Weihnachtszeit noch heute bei vielen ostdeutschen Familien aufgelegt. Auch Schlagersängerin Regina Thoss hatte sich auf der Fischerinsel niedergelassen, ebenso wie Kinderbuchautor Benno Pludra. In der Nummer neun lebte die Dichterin Sarah Kirsch, die später gedroht haben soll, sie würde aus dem Fenster springen, wenn sie nicht in den Westen ausreisen dürfe. Kirsch wohnte im siebzehnten Stock. Auf dem Parkplatz neben unserem Haus parkte regelmäßig der gelbe Sportwagen von Herbert Köfer. Die Nachbarn tuschelten über die jungen Damen, die man angeblich regelmäßig in Begleitung des berühmten Volksschauspielers sah. Auch der Chef der Auslandsspionage, Markus Wolf, wohnte in einem der Hochhäuser. Zu jener Zeit suchten die West-Geheimdienste noch fieberhaft nach einem Foto von Wolf. Auf der

Fischerinsel hätten sie ihn jederzeit ablichten können, wenn er mit seinen Kindern und Enkelkindern dort spazieren ging.
Apropos Kinder. Dieses Buch erzählt von den Kindern der Fischerinsel. Denn in die meisten der 1.500 Wohnungen des Viertels zogen vor fünfzig Jahren Familien. So wie wir Ulrichs, Mutter, Vater und vier Kinder.

Ich war zehn Jahre alt, als wir im Herbst 1970 in unsere Vier-Raum-Wohnung auf die Fischerinsel zogen, Hausnummer sechs, Wohnung 01/06. Unser Haus war als drittes im Neubaugebiet »Fischerinsel« fertig geworden. Am Ende waren es sieben Hochhäuser, jedes sechzig Meter hoch.

Die Nummerierung der Gebäude war etwas seltsam. Dem ersten Hochhaus hatten sie die Nummer zwei gegeben, es folgten die Eins, dann die Sechs, später die Zehn, die Neun und das zuletzt errichtete Doppelhochhaus kriegte die Nummern vier und fünf.
Dass unsere Hochhäuser an einer der ältesten Stellen Berlins standen, davon hatten wir Kinder damals keine Ahnung. Anfang des 13. Jahrhunderts war an der Stelle der heutigen Fischerinsel das Örtchen Cölln gegründet worden. Auf der anderen Seite der Spree entstand zur gleichen Zeit die Siedlung Berlin. Beide Orte vereinigten sich bald darauf und gaben sich den gemeinsamen Namen Berlin.

Alt-Berlin ist heute im Nikolaiviertel zu besichtigen, wobei die meisten Gebäude dort Nachbauten oder Neubauten aus den achtziger Jahren sind. Im Zweiten Weltkrieg war das Viertel rund um die Nikolaikirche fast

komplett zerbombt worden. Alt-Cölln dagegen war im Krieg fast ohne Schäden davongekommen, auch das mittelalterliche Straßennetz existierte noch.

Der alte Fischerkietz war ein Stück spätes Mittelalter mitten in Berlin. Heinrich Zille hatte hier manche Vorlage für seine Milieu-Zeichnungen gefunden und Maler-Kollege Otto Nagel nach dem Krieg die Idee, den Fischerkietz in ein Künstlerviertel umzuwandeln. Die Chancen für Nagels Vorschlag standen nicht schlecht, heißt es. Doch dann beschloss der Magistrat seinen Aufbauplan für das Ostberliner Stadtzentrum. Für den Fischerkietz waren Wohn-Hochhäuser vorgesehen, was für die alten Häuser den Abriss bedeutete. Heute mag man diese Entscheidung beklagen. Aber es war der Zeitgeist der frühen Sechziger. In beiden Teilen Berlins wurde damals großflächig abrissen und neugebaut. Ein architektonischer Hingucker sind die Fischerinsel-Hochhäuser nicht. Als sie gebaut wurden, vor fünfzig Jahren, galten sie dennoch als super begehrte Wohnlage, weil sie einen seinerzeit nicht selbstverständlichen Komfort boten, Heizung und fließend Warmwasser, und weil das Viertel mitten im Ostberliner Stadtzentrum lag.

Unser neues Haus war der Hammer. Oben auf dem Dach gab es eine Aussichtsplattform, von der wir über ganz Berlin sehen konnten, auch weit rüber nach Westberlin, wo ganz im Süden zu der Zeit auch gerade Hochhäuser fertig geworden waren, in der Gropiusstadt. Dort wohnte Muttis Schwester, Tante Rosemarie, mit ihrer Familie und das sogar in der 19. Etage. In dieser Beziehung konnten wir

Ulrichs mit unserer Wohnung ganz unten, im ersten Stock, leider nicht mithalten. Aber das war auch der einzige Haken am neuen Zuhause.

Neue Wohnung bedeutete auch neue Schule. Ich kam in die Klasse 5a der 15. Polytechnischen Oberschule. »Polytechnisch« klingt nach Spezialschule für wissenschaftlich Hochbegabte, war aber die ganz normale Gemeinschaftsschule, an der Schülerinnen und Schüler von der ersten bis zur zehnten Klasse gemeinsam lernten. Die »POS«, wie sie kurz genannt wurde, war genau wie unsere Hochhäuser gerade erst neu gebaut worden. Die bestehenden Schulen in der Gegend hätten all die neuen Schüler von der Fischerinsel gar nicht aufnehmen können.

Die 15. POS lag, von der Fischerinsel aus gesehen, auf der anderen Seite des Spreekanals, in der Wallstraße. Irgendjemand knipste damals ein Klassenfoto von der 5a. Die Klasse ist nicht komplett auf diesem Bild, aber immerhin sind viele der Kinder darauf zu sehen, von denen hier im Buch noch die Rede sein wird.

Wir waren alle neu in unserer Klasse, manche sogar gerade erst nach Berlin gezogen, also aus der Republik, wie wir Ostberliner den Rest des Landes nannten. Einige meiner Mitschüler hatten zuvor sogar noch viel weiter weg gelebt.

Die Klasse 5a der 15. POS, 1971

Donald zum Beispiel. Auf dem Klassenfoto ist er der Typ ganz rechts mit der Sonnenbrille. Donald kam geradewegs aus Syrien, was er auch bei jeder Gelegenheit erwähnte. Hinter Tatjanas Namen stand im Klassenbuch »Geburtsort Moskau«, was bei ihrem russischen Namen auch einleuchtete. Allerdings sprach Tatjana akzentfrei Deutsch und trug obendrein einen sehr deutschen Familiennamen. Für mich als Zehnjährigen war das irgendwie rätselhaft, genau wie die Sache mit Annette, die mit ihren Eltern aus Westberlin zu uns auf die Fischerinsel gezogen war. Warum, war mir nicht klar.

Die Westberliner, die ich bis dahin kannte, Tante Rosemarie oder Tante Hertha, wären nie im Leben

freiwillig in den Osten gezogen.

Die Blonde auf dem Bild, vorne rechts, die sich mit der Hand den Mund zuhält, weil sie wohl gerade einen Lachanfall hatte, hieß Ann-Maren und trug einen schwedischen Familiennamen, einen der auf -son endete. Bei ihr war im Klassenbuch Rostock als Geburtsort vermerkt, was von Berlin aus betrachtet, ja beinahe wirklich Schweden war. Ich steigerte mich damals in die Fantasie hinein, Ann-Maren sei tatsächlich Schwedin. Das nördliche Nachbarland war sehr populär um das Jahr 1970. Es gab die blonde Schlagersängerin Nina Lizell mit ihrem Hit »Der Mann mit dem Panamahut« und bald darauf landete ABBA mit »Waterloo« ihren ersten Hit. Ich fand Ann-Maren sah aus wie Agnetha Fältskog, die blonde ABBA-Sängerin. Okay, ich war ein bisschen in Ann-Maren verknallt, was allerdings niemand in der Klasse wusste, vor allem nicht Ann-Maren.

Ich bin übrigens der Typ links vorne, der mit der Brille. Bei Mädchen hatte ich nicht gerade die allerbesten Karten, wie Sie sich denken können. Ähnlich wie Bernd, der etwas dickliche Junge neben mir, der auch nicht gerade als Mädchenschwarm durchging. Allerdings konnte Bernd mit seinen vielen Westsachen punkten. Fast alles bei ihm stammte von drüben, Klamotten, Füllfederhalter, Spielsachen. In meiner Erinnerung roch er sogar anders, irgendwie nach Lenor-Weichspüler. Vorne in der Mitte steht Nele, das Mädchen mit der Brille. Ihr Vater war Professor, was so auch an der Wohnungstür stand.

Neben Professoren, berühmten Künstlern und Funktionären gab es auch viele Ausländer auf der Fischerinsel und auch bei uns in der Klasse. Dabei zähle ich nicht mal Tatjana mit, die ja vielleicht gar keine Russin war, oder Ann-Maren, die ja vermutlich nur in meiner Fantasie aus Schweden stammte. Auch Annette klammere ich aus, obwohl Westberlin damals ganz klar Ausland war. Nein, wir hatten richtige Ausländer in unserer Klasse, Irina aus Bulgarien zum Beispiel oder zwei Jungs aus Kuba. Bei uns im Haus, in der Fischerinsel sechs, gab es außerdem Ägypter, Polen und Palästinenser. Die meisten von ihnen waren Diplomaten. Später kamen auch noch einige Korrespondenten dazu.

Ein Mitarbeiter der Kommunalen Wohnungsverwaltung hat mir bei den Recherchen für dieses Buch erklärt, wie die Wohnungen auf der Fischerinsel vergeben wurden. »Ein großer Teil«, sagt er, »ist dem Ministerrat zur Verfügung gestellt worden, also der Regierung, die Kontingente an die verschiedenen Ministerien weiterreichte. Wohnungen an Diplomaten vermittelte das Dienstleistungsamt für ausländische Vertretungen. Was an Quartieren anschließend noch übrig blieb, durfte das Wohnungsamt vermitteln.« Eine dieser klassisch vergebenen Wohnungen kriegten wir Ulrichs. Meine Eltern waren weder Prominente noch höhere Staatsbedienstete oder Funktionäre. Die schicke Bleibe auf der Fischerinsel hatten wir ausschließlich meiner hartnäckigen Mutter zu verdanken. Seit ich denken konnte, war Mutti jede Woche ins Wohnungsamt am Alexanderplatz gerannt, wo sie

beharrlich darauf pochte, dass unserer kinderreichen Familie eine moderne Wohnung zugeteilt würde. Im Herbst 1970 – wie gesagt – war es dann endlich so weit.

1973 war unser Wohnviertel komplett. Außer den Wohnhäusern gab es inzwischen zwei Kinderkombinationen, also Tagesstätten mit Kinderkrippe und Kindergarten. Auch eine Kaufhalle und eine kleine Ladenpassage waren entstanden, eine Schwimmhalle mit 25-Meter-Becken und die Großgaststätte Ahornblatt. Dieses Gebäude an der Gertraudenstraße war der architektonische Clou der Fischerinsel und schaffte es als Motiv sogar auf eine Briefmarke. Den Namen erhielt das Bauwerk wegen der Form seines geschwungenen Daches. Unsere Schule, und auch viele umliegende Betriebe und Behörden nutzten das Ahornblatt als Kantine. Nachmittags und abends war normaler Restaurantbetrieb und am Wochenende Disco.

Am 10. November 1989, dem Tag nach der Maueröffnung, standen Zehntausende Ostberliner geduldig bis zum Ahornblatt Schlange, um am zwei Kilometer entfernten Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße nach Westberlin spazieren zu dürfen. Ein paar Monate später, am 18. März 1990, feierte die CDU im Ahornblatt ihre Wahlparty. Die Partei hatte an jenem Tag bei der DDR-Parlamentswahl einen gewaltigen Sieg eingefahren. Später ging es dem Ahornblatt, wie dem Palast der Republik. Es wurde abgerissen.

Fischerinsel mit Ahornblatt auf einer Briefmarke von 1973

10.11.1989 – Ende der Zwei-Kilometer-Schlange zum Grenzübergang

Da hatten die Fischerinsel und ich uns längst aus den Augen verloren. Es war wie bei den meisten Kindern von der Fischerinsel. Mit Anfang zwanzig war ich weggezogen, irgendwann wohnten auch meine Eltern nicht mehr dort. Ich hatte mit dem Viertel nichts mehr zu tun. Zwar lebte ich inzwischen wieder in Berlin-Mitte, allerdings im Norden des Bezirks, wo Rosenthaler Platz, Torstraße oder Scheunenviertel als angesagte Wohngegend galten. Dass ich mal auf der Fischerinsel gewohnt hatte, war mir inzwischen wohl sogar ein bisschen peinlich, in der Platte! Bis mich Ingrid Kirschey-Feix vom be.bra verlag fragte, ob ich nicht Lust hätte, ein Buch über die Fischerinsel zu schreiben. Sie hatte keine Ahnung, dass ich dort als Kind gelebt hatte. Sie fand lediglich, dass über das »dicke Ende« der Spreeinsel bisher zu wenig berichtet worden sei, ganz anders als über das weltberühmte andere Ende der Spreeinsel mit seinen Museen, dem Berliner Dom und dem Humboldt-Forum, das dort gerade errichtet wurde.

Es war dieser Anstubser meiner Lektorin. Plötzlich waren alle Erinnerungen wieder da, an Donald, Annette, Bernd, Tatjana oder Ann-Maren. Was war aus ihnen geworden? In den späten neunziger Jahren hatten sich viele von uns noch mal gesehen bei einem Klassentreffen in einem Lokal am Hackeschen Markt. Die Fischerinsel als Treffpunkt war uns inzwischen wohl allen peinlich, vielleicht gab es dort auch einfach keinen passenden Ort, sich zu treffen. Im Anschluss an das Klassentreffen bekam jeder eine Adressenliste zugeschickt, damals noch ohne

Mail und Mobilnummern, nur mit Festnetz und Wohnanschrift.

Fünfzig Jahre nachdem wir als Kinder in die Hochhäuser eingezogen sind, machte ich mich auf die Suche – nach den Kindern von der Fischerinsel. Ich wollte wissen, wie die Jahre im Hochhausviertel mitten in Berlin sie geprägt hatten. Zu hören bekam ich spannende Lebensgeschichten, komische und dramatische, tragische auch. Andreas erlebte als Kind auf der Fischerinsel ein echtes Erdbeben und später als Polizist seinen ersten Mordfall. Kerstin ist direkt von der Fischerinsel in den Westen geflohen. Jörg, dessen Familie die allererste im ersten der Hochhäuser war, brachte es zum absoluten Spitzenverdiener. Für Moritz waren die Jahre auf der Fischerinsel, die traurigsten in seinem Leben, sagt er.

In allen Gesprächen drehte es sich auch um die Prominenten, von denen es offenbar viel mehr auf der Fischerinsel gab, als ich ahnte.

Die Kinder von der Fischerinsel. Lassen Sie uns ganz rechts außen beginnen, bei Donald.

Warum hatte der eigentlich eine Sonnenbrille auf? Und wie kam er zu seinem ungewöhnlichen Vornamen?

Donald

»Den Namen wollte meine Mutter! Es gab damals einen kanadischen Eiskunstläufer, den sie sehr gemocht hat, vielleicht fand sie auch nur seinen Vornamen so toll.« Tatsächlich ist der Vorname Donald bis heute nicht sehr verbreitet in Deutschland. Als inzwischen Sechzigjähriger hat er sich längst daran gewöhnt Leute zu korrigieren, die seinen Namen falsch verstanden haben: »Nein, nicht Ronald, sondern Donald!«

Der Namenspate aus Kanada, der Eiskunstläufer Donald Jackson, war Anfang der Sechziger tatsächlich eine große Nummer, sprang als Erster den dreifachen Lutz. Unser Donald übrigens spricht seinen Namen deutsch aus, nicht Donnellt, sondern mit langem »o«.

Und die Sonnenbrille? »Die war wohl ein Mitbringsel aus einem Sommer-Ferienlager«, meint Donald. Warum er die aber ausgerechnet beim Klassenfoto aufgesetzt hat?

»Ich wollte damals einfach auffallen, weil ich lange Zeit kein Bein auf den Boden bekommen habe in der neuen Umgebung, in der neuen Schulklasse, Fischerinsel, neue Schule, alles war neu. Ich war recht klein damals und der Jüngste, sowie gerade erst nach Berlin gekommen. Ich stand doch ganz unten in der Hackordnung der Klasse«, meint er. »Deshalb habe ich versucht, irgendwie zu Anerkennung zu kommen. Wahrscheinlich war das der Grund für die Brille und auf jeden Fall dafür, dass ich bei

jeder Gelegenheit Geschichten aus Syrien erzählt habe. Bis ich irgendwann merkte, dass ich damit auch keinen Blumentopf gewinnen kann.«
Ich erinnere mich. Jeden zweiten Satz leitete Donald damals mit den Worten »Bei uns in Syrien …« ein. Anfangs waren wir Mitschüler neugierig auf seine Geschichten, später nur noch genervt.

Donald war einer der vielen in unserer Klasse, die schon als Zehnjährige mehrfach umgezogen waren, weil es die Karriere der Eltern so erforderte. Aufgewachsen in Dresden, war er als Sechsjähriger mit seinem älteren Bruder und den Eltern für dreieinhalb Jahre nach Damaskus gezogen, wo der Vater die DDR-Handelsvertretung leitete. So genau hatte ich das als Kind aus Donalds Geschichten nie herausgehört, auch nicht, dass der Vater wohl ein geschickter Verhandler und Kaufmann war und der Handel zwischen beiden Ländern kräftig zulegte, Maschinen, Anlagen und Traktoren aus der DDR, Baumwolle und Erdnüsse aus Syrien.

Donalds Vater war ein Arbeiterkind aus Leipzig, kurz vor Kriegsende noch mit Achtzehn zur Wehrmacht eingezogen und in amerikanischer Gefangenschaft gelandet. »Nach dem Krieg ergriff er die Chance, die er als Arbeiterkind normalerweise nie gehabt hätte«, sagt Donald. An einer der gerade entstandenen Arbeiter- und Bauern-Fakultäten holte er das Abi nach und studierte Anfang der fünfziger Jahre mit dem Abschluss: Bauingenieur. Die Mutter, die als junges Mädchen im Februar 1945 das Bombeninferno in Dresden erlebt hatte, machte ihren Abschluss als Neu-

Lehrerin. Zwei typisch ostdeutsche Nachkriegs-Biografien. Das Land brauchte eine neue akademische Elite. Denn die alte, vor allem gestandene Ingenieure und Wissenschaftler, kehrte dem Land noch bis zum Mauerbau 1961 in Scharen den Rücken. Die Lücken sollten Sprösslinge aus Arbeiter- und Bauernfamilien füllen.

Viele Eltern auf der Fischerinsel waren die ersten Akademiker in ihren Familien, Männer und Frauen, die die Bildungs- und Aufstiegschancen, die ihnen der neue Staat bot, entschlossen ergriffen und dem Land später loyal ergeben waren, bis zu dessen Ende und oft darüber hinaus. Auch Donalds Eltern, die sich Anfang der fünfziger Jahre kenngelernt hatten, griffen entschlossen zu. Als Ingenieure für Entwicklungsprojekte in Afrika gesucht wurden, war Donalds Vater sofort zur Stelle. Kurze Zeit darauf landeten die Eltern 1956 in Kairo, wo der Vater ägyptische Bauprojekte betreute. Die Mutter war, was sie später immer wieder sein würde, die sogenannte mitreisende Ehefrau. »Für meine Eltern muss das wie ein Traum gewesen sein«, meint Donald. »Zwei Arbeiterkinder aus Sachsen fahren in Kairo im offenen VW-Cabrio über palmengesäumte Boulevards, werden zu Cocktail-Empfängen bei ägyptischen Ministern eingeladen, wo sie selbstverständlich in dunklem Anzug und Abendkleid auftreten, sind Mitglied im Tennis- und Golfclub und haben jede Menge Boys, also Hauspersonal. Vor allem bei meinem Vater hat Kairo wahrscheinlich einen lebenslangen Aufstiegswillen ausgelöst und den Wunsch, nun immer wieder im Ausland zu arbeiten«, ist sich Donald sicher. Als

die Stelle im Jemen frei wurde, ist der Vater direkt von Kairo mit der Mutter nach Sanaa geflogen. Als einziger ostdeutscher Vertreter vor Ort knüpfte er schnell Kontakte und vermittelte bald größere Aufträge in die Heimat. Das erste Telefonnetz in der Hauptstadt Sanaa etwa, mit Hunderten Anschlüssen, ist Ende der fünfziger Jahre – dank des Verhandlungsgeschicks von Donalds Vater – ein Produkt »Made in GDR«.

Mit welchen Geschichten aus Syrien Donald uns Mitschüler vor fünfzig Jahren zu beeindrucken versuchte, habe ich längst vergessen. Jetzt, im Garten hinter seinem Haus im Brandenburgischen, will ich es deshalb noch mal ganz genau wissen. Donald und seine Frau haben mich zum Abendessen eingeladen. Es gibt Salat, eingelegte Pilze, Käse, Brot, gegrilltes Schafsfilet und dazu Donalds Erinnerungen an Damaskus: »Alles war faszinierend für mich. Es war ein ganz anderes Licht dort, viel heller, es war wärmer, sogar im Januar und Februar sind wir dort in kurzen Hosen rumgerannt, auf den Märkten wurde Obst angeboten, das ich noch nie gesehen hatte. Es roch und duftete anders und großartig waren die Ausflüge ans Mittelmeer. Unsere Schule war gleich um die Ecke, lag im Souterrain eines Wohnhauses und bestand nur aus zwei oder drei Räumen. Dort wurden wir DDR-Kinder unterrichtet. Am Ende waren wir fast dreißig Schüler, von der ersten bis zur vierten Klasse. Allerdings haben wir im Juni 1967 auch den Sechs-Tage-Krieg erlebt. Vom Fenster unserer Wohnung aus haben wir gesehen, wie die Israelis den Internationalen Flughafen von Damaskus

bombardierten. Da stiegen dicke Rauchsäulen auf. Alle suchten Schutz im Keller des Generalkonsulats. Es war hektisch, wurde geschrien und geheult und ununterbrochen wurden Akten geschreddert, die auf keinen Fall Fremden in die Hände fallen sollten. Von Damaskus sind wir anschließend erstmal zurück nach Dresden, da bin ich dann wieder zur Schule gegangen. Unser Vater hat in der Zeit gepokert, was seinen neuen Job anging und eine Wohnung. Sie wollten ihn bei einem großen Außenhandelsunternehmen in Berlin. Zunächst war wohl von einer Drei-Raum-Wohnung in Lichtenberg die Rede. Das war meinem Vater zu klein, vielleicht auch zu wenig zentral. Das Zocken hat sich gelohnt. Wir bekamen dann die Vier-Raum-Wohnung auf der Fischerinsel, Haus Nummer eins, neunzehnte Etage. Ich kann mich noch an den Tag des Einzugs erinnern. Die Abenddämmerung hatte schon begonnen, als ich aus dem Fenster unten auf der Spree etwas Großes, Langestrecktes, Graues entdeckte. Ich habe geschrien: Da unten ist ein Kriegsschiff! Dabei war es nur die Mühlendammschleuse, die ich da gesehen hatte. Aber woher sollte ich das wissen?

Die erste Zeit bei uns im Haus auf der Fischerinsel war total spannend. Allein schon mit dem Aufzug zu fahren, war ein Erlebnis. Es gab zwei Fahrstühle für die ungeraden Etagen und zwei für die geraden. Was für uns aus der neunzehnten Etage praktisch bedeutete, dass wir die Leute aus den geraden Etagen fast nie zu Gesicht bekamen, weil die ja mit den anderen beiden Aufzügen fuhren. Dass auf der Fischerinsel auch viele Prominente wohnten, habe ich

erst allmählich mitbekommen. Manchmal sogar erst viele Jahre später. Benno Pludra, der Kinderbuchautor, das wusste ich von Anfang an, wohnte gegenüber in der Fischerinsel zwei.«

Donald hat noch den »Mietvertrag über eine Dienstwohnung« von 1970. Eingeleitet wird dieser durch eine Art Präambel, in der es heißt: »Unser sozialistischer Staat verbindet mit der Bereitstellung dieser Dienstwohnung die Erwartung, daß gute Arbeitsleistungen am Arbeitsplatz vollbracht werden und durch Treue zum Betrieb die Bildung einer Stammbelegschaft gefördert wird«. Als monatliche Miete waren 173,50 Mark festgelegt. Dazu kamen 30,20 Mark Heizkosten, 9,05 Mark Warmwasser und 20,05 Mark für Einbaumöbel, womit die in jedem Wohnzimmer eingebaute Durchreiche zur Küche gemeint war, ein deckenhoher Schrank mit allerlei Schubfächern, Türen und Schiebefenstern. Die Warmmiete belief sich auf 232,80 Mark.

Ich erzähle Donald, dass ich mich damals sehr wohl gefühlt habe in der Wohnung seiner Familie. Es gab Bücherregale bis unter die Decke mit Foto- und Kunstbildbänden, Sphinx-Figuren, Leder-Kamele und einen flachen Tisch, dessen große runde Messingplatte mit arabischen Schriftzeichen verziert war. In einem Zimmer lagen am Boden lederne Sitzkissen mit bunten Ornamenten. Obendrein teilten sich bei Donald lediglich vier Personen die Wohnung. Wir Ulrichs waren in der baugleichen Fünfundsiebzig-Quadratmeter-Wohnung zu